II. Jahr. Heft 10.

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Menschendämmerung / Richard Smekal: Lieber Gast / Hugo Neugebauer: Das Ordal / Ludwig Seifert: Verwirrung / Paul Scheerbart: Der kaltblütige Kommandant / Hugo Neugebauer: Des Narren Herbstlied / Benedikt: Innsbr. Kunstschau X / Karikaturenfolge 34: Max von Esterle: Das kunstkritische Manna.

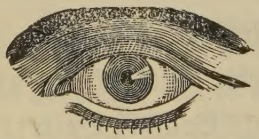
Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Karlstraße Nr. 4. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.



Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

II. Jahr. Innsbruck / 15. Oktober 1911. Heft 10.

Menschendämmerung / von Carl Dallago.

Ich habe es satt in allem. Ich mache nicht mehr mit — nichts mehr mit. Ich umgürte mein Dasein mit Wall und Graben. Ich laufende Linie in der Zeit schließe mich zusammen, daß ich bin wie ein Kreis. Draußen liegen Menschen und Dinge. Draußen dogmatisiert die Kirche, draußen verordnet der Staat, draußen klafft die Gesellschaft, draußen beengen Sitte und Satzung Wachstum und Entfaltung, draußen durchzieht die Bildung als Maskerade die Welt, — draußen bläht sich eine Presse, ihre Anrüchigkeit zum Machthabertum aufgeputzt, Kupplerin und Hure in einem, die Gier von Markt und Philister hätschelnd mit ihren welken Reizen, — draußen verdirbt die brutale Faust der Zivilisation Menschen und Dinge und macht sie verlogen, feige und tückisch, — draußen beherrscht eine Einsicht die Welt, zu jeder Schandtat bereit bei verschlossenen Türen und allen Verrichtungen das Wort redend, die mithelfen ertöten das innere Leben. — Draußen liegt die Dämmerung, wie sie kerkerhaften Räumen eignet. Das Licht des Intellekts erhellt sie. Es ist das Licht, das mit grellem trügerischem Schimmer die feile Geschäftigkeit der Menschen umzüngelt — ihre Sucht nach Erwerb und Gewinn. Es bekundet mit der eigenen Helle das Dämmerdunkel um diese Menschen — ihre räumliche Haft. Denn wo das Licht des Lebens ein Dasein erhellt, verblaßt alles Leuchten des Intellekts wie Talglicht vor der Sonnenhelle, — verfällt alle Wandung der Einsicht und Berechnung. Das Räumliche öffnet sich

und läßt einen frei. Und man findet und bestaunt sich und das Nichtendenwollen des Raumes um sich und erkennt dort, wo das Licht des Intellekts noch den Raum beherrscht und erhellt, der Menschen Dämmerung.

* * *

Ich bin wie entronnen aller Haft. Ich fühle mich nun frei. Ich habe nun Licht und Luft genug. Ich habe mich aufgetan, indem ich mich einschloß. Indem ich in mich gehe, mach ich mich immer noch mehr auf. Alle Wege von einem fort führen zur Veräußerlichung. Und wer sich veräußerlicht, kerkert sich ein. Die ganze weite Welt als Landschaft findet dann in einem keinen Platz mehr — keinen Widerhall. Die Seichtheit und Enge in einem sperren sie hinaus. Dann hat man keine Landschaft mehr in sich: keine Sonne — keinen Himmel — keine Berge — kein Meer. Alle Beschaulichkeit — alles Träumen ist einem abhanden gekommen. Man ist nur mehr Beschäftigung oder Langeweile, dabei von Pflichten und Rechten angefüllt, die einem keine Nahrung sind. Und der Intellekt ist in einem Herrscher. Man ist ihm überall untertan — sogar im Genuß. Es besagt: man sucht seinen Vorteil noch im Genuß und mischt so in alles Genießen ein Ungenießbares hinein; man kennt nicht mehr das reine Genießen, dessen Art ist: allen Vorteil von sich werfen. Denn reines Genießen will volle Freiheit. Und seinen Vorteil suchen, behindert am meisten die innere Freiheit. So ist man eben dort am finsterſten eingekerkert, wo der Intellekt, der immer seinen Vorteil sucht, obenan ist. Dort ist größte Veräußerlichung. Und Veräußerlichung ist Verarmung. Meine Abneigung und Abwehr gegen die Herrschaft des Intellekts ist somit wohl begründet. Solche Herrschaft bedeutet unser einem die größte Verarmung des Lebens — das eigentliche Abenddämmern am Menschen, das einem Nachtwerden vorhergeht — einem völligen Verdunkeln des Lichts des Lebens: — Menschennacht.

* * *

Aber ich will eine Zeit nicht schlechter machen, als sie ist. Es mag zu allen Zeiten das Dunkel vorherrschend sein und ist doch nicht

imstande, einem wahrhaften Leuchten aus eigenem den Weg zu verlegen, wo solches vorhanden ist. Es wird solchem Leuchten nur Ansporn, sich fester zusammenzuschließen und sich aufzutun nach innen hin. Der Lichtdurst findet immer zur Quelle des Lichts und das Licht seine Wege, mag es außen herum noch so finster sein. Eine Dämmerung — ja eine Nacht um einen verhindert noch nicht, daß die Gänge in sich selber hinein lichtvoll sind. Man ist da von anderen Dingen abhängig — von anderen Sonnen.

Und so setze auch ich meine Wege fort, unbekümmert, was draußen umgeht. Es liegt außerhalb des Kreises, der mein Dasein einschließt und nun meine einzige Behausung ist. Je dunkler es wird um einen von den Menschen her, umso heller glänzt es vielleicht von innen heraus, wo die Landschaft aufzuleben beginnt, der man sich oft glühend und mit allen seinen Nöten anvertraute und hingab. Ein Landschaftsmensch erlebt seine Liebe zur Natur — zur Landschaft wie die Liebe zu einem Weibe. Und es ist das Stärkste an ihm: seine mächtigste Verankerung — seine größte Befreiung — sein tiefstgehendes Unabhängigsein von Welt und Menschen. Man pfeift wirklich auf alles von den Menschen — von den Übervielen her, weil einem ihr Geneigtsein oder Abgeneigtsein — ihre Ehrung oder Mißachtung ein völlig Gleichgültiges ist. Weil einem die Menschen als Masse — als Gesellschaft — als Vereinigungen mit allen ihren Einrichtungen und Wertungen Äußerlichkeiten geworden und ferne gerückt sind und die Wege nicht mehr zu kreuzen vermögen. Wer wahrhaft sich lebt, hält seine Sinne anderen Dingen geöffnet als den Anschauungen und Obliegenheiten solcher Menschen.

Und ich lebe mir — lebe nun mir mehr als je! Ich habe vielleicht von jeher dunkel und verschwommen gefühlt — als williger Anhänger des Instinkts —, daß für jeden, der in diese Welt gesetzt wird, als erstes und höchstes Gebot gilt: sich zu leben. Es besagt: Dem Gesetzlichen in sich willig zu sein — sich aufzutun und sich nachzugehen, so seine Bestimmung einzuholen und sich zu erfüllen. Dies Gebot ist mir bis auf den heutigen Tag immer klarer geworden, seine Wege immer bestimmter, vorgezeichneter, wahrnehm-

barer, — das Ziel immer mehr sich verlierend, bis es, völlig eingehend, selber Weg ward und mir, als einem Endlosen, so kein Hemmnis mehr setzt. So lebe ich nun mich — als Natur — als Welt — als ein Ding, das sich nicht zuende begehen noch erkennen lassen will, — als Behälter für alle die Wunder und Rätsel um mich — als Kameraden und Liebhaber dieser Wunder und Rätsel, — als Liebenden des Weibes, des ursprünglich wohl lieblichsten Wunders und Rätsels, — als begehrende tiefe Räumlichkeit für diesen wunderlichen Begriff Weib, — als Suchenden und Glühenden nach Weibstum, als dem, was meiner Wesenheit noch immer am fühlbarsten abgeht, — als Wissenden um meine Unwissenheit und Unzulänglichkeit, die Wunder und Rätsel um mich zu lösen, es sei denn durch das Gefühl, indem ich in sie aufgehe. Es bedeutet: indem ich in mich aufgehe — indem ich mich selber in alles Unerklärbare hineinbreite und so das Unerklärbare in mir ausbreite, bis mein Gefühl seine Beschaffenheit aufnimmt.

So trage ich mich selber als Licht hinein in die Dinge und erhelle so vielleicht die Dämmerungen, die überall aufsteigen, wo die Menschen am Werke sind, ihr Menschentum einzubüßen. So leuchte ich auch in mich hinein und finde immer besser die Wege, die in die Tiefe führen zur ursprünglichen Ordnung der Dinge. Denn am Ursprung der Dinge herrscht Ordnung: wo etwas entspringt, ist etwas geordnet. Es ist das Leben des Wassers in Fels, Geröll oder Sand bereits geordnet, wenn es als Quell hervortritt. Es ist das Leben der Pflanze bereits geordnet, wenn der Same aufgeht. Es ist das Leben von Tier und Menschen bereits geordnet, wenn es vom Mutterleib ausbricht. Das alles ist wahrnehmbar. Es nötigt einen, für allen nicht wahrnehmbaren Ursprung ebenso ein Geordnetsein anzunehmen. Es ist gewiß ein geordneter Stand des Samens, der das Ei befruchtet, und es ist ein geordneter Stand des Eies, der Befruchtung annimmt. Es ist eine innere Kraft in einem geordnet, bevor Liebe in einem entspringt und Hingabe auslöst. Es trägt sicher alles Ursprüngliche in der Natur ein Geordnetsein in sich, das sich nie ganz aufdecken läßt. Aber das Schauen — die Kraft

des Gefühls vermag einen dieser ursprünglichen Ordnung der Dinge näher zu bringen, wenn man nur erst seine intellektische Anmaßung, die den Menschen von heute bereits als Gebrechen anhaftet, los wird.

Man trete hinaus in die Natur — in die Landschaft! Findet sich nicht überall eine höhere — eine wunderbare Ordnung der Dinge: an jedem Baum — an jedem Halm — an jedem Geschöpf? Was hat der Mensch dagegen aufgebracht? Man erwäge einmal: Was hat die Natur — was hat der ursprüngliche Stand der Landschaft dem ursprünglichen Menschen alles eingebracht, und was hat unsere Zeit — rein äußerlich genommen — ihr dafür hinterlassen? Man denke an die unzähligen ausgerotteten Waldungen — an die Verunreinigung lieblichster Täler durch Fabriksschlöte — an das Hineinstellen gräulicher Mietskasernen in die herrlichsten Lagen der Berge — an das Eingehen stiller Gehöfte mit ihrer natürlich gepflegten Umgebung — an das Aufblühen schreiend nüchterner Stätten für Menschenschwärme. Die Natur — die Landschaft als solche ist sicher nie von den Menschen bereichert oder verschönert worden. Es sind heute noch immer Gegenden, die vom Menschenzufluß verschont werden, am erquicklichsten zu schauen. Welche Weihe hat nicht ein Boden, den nie oder selten eines Menschen Fuß betreten hat? Es berührt einen, als ob ihm andere — gleichsam vorweltliche Kräfte noch eigen wären. Dagegen sind an sich hervorragend schöne Landstriche so und so oft schon durch Menschenansiedlungen völlig verdorben worden. Wo der Mensch nur als Intellekt — nur als Gewinnheischender hintritt, wird alle Natur — wird die Landschaft geschändet. Was hat nicht schon der Fluch der Großzucht der Industrie an Landschaft und Menschen angerichtet? Die Ordnung, die der rücksichtslos gewinnsüchtige Intellekt schafft, ist Verkümmerung an Natur und Leben.

So entsteht in einem, wenn man noch Mensch genug ist, eine ungeheure Sehnsucht nach einem ursprünglicheren Stand der Dinge, — ja nach seinem ursprünglichsten Stand — dem Chaos. Man sagt sich: Wenn die von menschlicher Einsicht geschaffene Ordnung — die Welt, so wenig taugt, was jeder Schritt in das Leben offenbar

macht, muß das Ursprünglichere, zu dem das Heute wie ein Gegensatz ist, ein Tauglicheres sein. So stellt man der heutigen Welt gleichsam das Vor-weltliche gegenüber — dem von menschlicher Einsicht geschaffenen Sein das ursprüngliche Sein — das Chaos. Und man erkennt plötzlich: Das Chaos enthält die natürliche Ordnung der Dinge. Erst unser Unvermögen des Schauens — unsere Einsicht — unser Verstehen, das Mangelhafte und Unzureichendste an uns, wo wir es für hinlänglich und nach überall hin reichend wähnen, machen diesen Stand der Dinge zum Chaos, — legen die Verwirrung und Verirrung in uns, die ursprüngliche Natur als Chaos zu empfinden.

Das hört sich wie eine Entdeckung, entsprossen dem Gefühl. Es trifft unser einen mit frohlockender Sicherheit und gibt einem eine neue dringende Aufgabe, würdig eines ganzen Lebens. Sie soll sein: Licht sein zu wollen — Flamme — Brand, das Chaos zu erhellen, um einigermaßen wahrnehmbar zu machen seine höchste Ordnung — seine natürliche Ordnung der Dinge.

* * *

Meine Gefühlserkenntnis überprüfe ich so: Wo der Mensch noch fähig ist, redlich zu denken, müßte er sich sagen: Ich glaube erst dann an eine von menschlicher Einsicht geschaffene bessere Ordnung der Dinge, wenn solche geschaffene Ordnung ein besseres Gedeihen der Dinge als ihre ursprüngliche natürliche Ordnung auslöst. Nun steht die Sache aber so: Wir kommen mit unserer Einsicht gar nicht an die ursprüngliche Ordnung der Dinge heran: es ist uns daher unmöglich, sie zu werten. Wohl aber können wir immer wieder wahrnehmen, daß die von Menschen geschaffene Ordnung nicht danach angetan ist, die Dinge gedeilich zu gestalten, daß vielmehr viele Dinge durch ihr Beherrschtwerden von Menscheneinsicht verkümmerten. So vor allem der Mensch selber. Eine ihm gewaltsam aufgehalste Ordnung hat sein Menschentum immer mehr beengt und eingezwängt, bis es schließlich in die Formen seines Bedrückers aufging.

Wenn ich mir so einen, der geschaffenen Ordnung erlegenen, Menschen vor Augen führe — Mann oder Weib — finde ich meinem Gefühl nach, daß nichts mehr an ihm an seinem richtigen Platz ist. Ich wittere an ihm die zerstörte innere Gesetzlichkeit, die ursprünglich jeder Natur eignet. So einen Menschen hält und erhält nur mehr ein Äußerliches. Es macht ihn schwankend wie Rohr im Wind, verwehbar wie welkes Laub, zerbrechlich wie Geschirr; denn alles, daran er sich hält, ist so schwankend — so verwehbar — so zerbrechlich. Es ist die neue geschaffene Ordnung; sie begrub in ihm die ursprüngliche innere Gesetzlichkeit und mit ihr ein natürlich Geordnetes in ihm. Denn nur, wo das innere Gesetzliche noch in Kraft ist, erhält sich die natürliche Ordnung der Dinge. Demnach wäre der Weg zu dieser natürlichen Ordnung ein Wachrufen — ein Ausgraben — ein Freilegen der inneren Gesetzlichkeit in einem. Sie nur ist aufzuspüren — ihr allein nachzugehen und alles, was sich ihr in den Weg stellt, abzulegen oder zu überwinden, wenn in einem die natürliche Ordnung wieder hergestellt werden soll. — So verlangt es mein Glaube. So verlangt es der Glaube an die Menschennatur, der den Begriff Natur bereits mit dem Begriff Vollendung verwachsen sein läßt. Wo die Natur am reinsten ist — am Ursprung, ist sie Chaos. Es trägt als ein Ewig-Ursprüngliches die höchste Vollendung in sich: ihm eignet am reinsten die natürliche Ordnung der Dinge.

Ein chaotischer Baum — ein chaotisches Tier wäre immer noch Höchstes seiner Gattung. Der Begriff Züchtung im Sinn einer Einsicht wird an ihnen Verkümmerung. Es sind auch Bäume und Tiere, an die keine weltliche oder menschliche Einsicht rührte — also gleichsam vor-weltliche Bäume und Tiere — noch immer das Vollendetste ihrer Art. Es müßte der chaotische Mensch — der vorweltliche Mensch auch der Höhenmensch sein.

Der Begriff Welt im Sinne eines von der Einsicht Beherrschten — eines erst durch Einsicht Geschaffenen legt erst das Verkleinernde, das Veräußerlichende, das Beschränkende und Abgrenzende um die Dinge — um die Menschen. Ein Durchbrechen dieser Welt ergibt

wieder den großen Anschluß, das Wiedereintreten in ein Ursprünglich-Endloses — in ein Vor- und Nach-Weltliches — in das Chaos. Von hier aus hineingeleuchtet in unsre Zeit — in unsre Wertung — in alle Dinge: Welch ein Umsturz der Dinge! Welch ein Umsturz der Werte — der Wege wenigstens zu unsrem Wachstum — zu unsrer Entfaltung — zu unsrer Erfüllung!

Das sehr vereinzelt Stehende der angedeuteten Richtung tut ihrem Wert und ihrer Richtigkeit noch lange keinen Abbruch. Übrigens spürte ein Eigenster der lebenden deutschen Schriftsteller auf völlig anderen Wegen bereits Ähnlichstes auf. Karl Kraus sagt in seiner Heine-Schrift: „Kunst bringt das Leben in Unordnung. Die Dichter der Menschheit stellen immer wieder das Chaos her." Ich höre es so: Kunst bringt die geschaffene Ordnung, die nicht das Leben ist, in Unordnung. Die Dichter und Künstler, die Mensch genug sind, stellen immer wieder die natürliche Ordnung der Dinge — das Leben — das Chaos her.

* * *

Ich gehe nun daran, das Chaos in mir wieder aufzurichten. Die Übersattheit bis zum Ekel an aller geschaffenen Ordnung macht mir einen unbezähmbaren Hunger nach der natürlichen Ordnung der Dinge. Ich trachte nun vor allem die ursprüngliche Gesetzlichkeit in mir bloß zu legen, damit sie wieder vollends in Kraft trete. Dies denke ich zu erreichen, indem ich ungemein willig werde allen Regungen der Tiefe. Indem ich diesen Regungen nachgehe und ihnen Wege bahne, daß sie zur Tat kommen, wo sie Tat verlangen. Was aber wohnt mehr in der Tiefe als die Liebe?

Und ich höre in mich hinein: ich vernehme deutlich ein Pochen. Es ist wohl schon lange Zeit über da, bald mehr — bald minder stürmisch. Es hat von mir Besitz genommen, wie ein Licht von einem Raum Besitz nimmt, indem es ihn erwärmt und erhellt. Es ist die Liebe. Eine Liebe, die aus jeder Umzäunung hinaustritt.

Ich habe mich dem Dasein angelobt und angetraut, wie es sonst nur dem Weibe der Wahl wird. Denn ich habe noch immer nicht am Weibe gefunden, was ich suchte. Ich habe noch nie ein Weib besessen, das

mir nur Weib sein wollte — nichts anderes. Immer verdarb mir die Ehe das Weib, daß es mir zur Frau wurde. Es ist dabei, als zertrete eine neugeschaffene Ordnung von außen her die natürliche Ordnung der Dinge — hier die der Liebe. Und so möchte ich vorerst in der Liebe zum Weibe die natürliche Ordnung wieder herstellen. Das Dasein ist so weit und endlos, und oft langt man mit sich nicht aus, es zu umarmen — dieses Überweit-Reichende — Nichtendende. Man begehrt seinesgleichen der Gattung nach als Zwischenglied — als Vermittlung, — man sehnt sich das Unmeßbare und Ewige des Daseins an körperlich Meßbarem und Zeitlichem aufzugreifen — das Unübersehbare des Daseins am körperlich Übersehbaren festzuhalten: am faßbaren Weibstum. Es ist wohl das vergängliche Gleichnis, das das vergänglich Leibliche, das Äußere an einem, anstrebt und zuweilen noch anstreben muß, auch zur Handhabung und Eröffnung des Inneren. — —

Und nun: Habe ich nicht schon eim Kind aufgespürt — ohne eigentlich auf der Suche zu sein —, so wie man zuweilen ein Wild aufspürt, ohne daß man auf der Jagd oder Jäger ist? Alle Regungen meiner Tiefen laufen ihm zu. Es ist wohl etwas seltsam verkörpert in ihm, was ich schon lange als Geliebtes in mir trage: Acker, Wiese, Wald, der weiche Wellengang der nahen Almen. Es mag sein, daß, wenn man immerwährend und machtvoll die Landschaft als Triebkraft in sich trägt, eine andere Triebkraft, die geschlechtliche, diese Landschaft in einem Menschlichen unterbringt, dem man gut sein möchte mit Taten und auch gut sein könnte dem Geschlechte nach. Weibstum und Landschaft werden so wie eines in einem. Ein Verliebter und Glühender in ein so Vereintes wird man selber.

Nun gilt es, daß man sich einem nicht vorenthält, auch wenn eine Welt einem vorenthält, was in einem ist. Und das Begehrte ist in mir — lebt in mir; es hat in meinen Tiefen bereits Wurzel gefaßt. Ich will die Wurzelung emportreiben, wie ein Baum sein Geäst im Wachstum emportreibt. Ich sehe es als ein Gesetzliches an, das in mir wach wurde. Ich will ihm nach Kräften die Wege freimachen, um in mir mit meinem Verlangen in natürlicher Weise zur Ordnung

zu kommen und das Chaos wieder herzustellen — die Ursprünglichkeit meines Wesens.

Daß dies Gesetzliche aus der Geschlechtssphäre kommt, darüber staune ich nicht. Ich weiß das Geschlechtliche am weitesten in mich hineinreichend und zugleich seine Fühler nach überall hin ausgestreckt: so läßt es einen gleichsam zuerst verkosten von allen Dingen. Es zieht das ganze Menschentum hinterher mit allen Tiefen. Und seine machtvollste Ausrüstung ist noch immer die Liebe.

Schon geht eine große Neugierde mit mir, wie alles noch kommen wird, nachdem ich noch immer staune, wie alles so gekommen ist. Ich weiß mich so sicher, wenn ich mir nachgehe, und sonst weiß ich nicht mehr, als daß ich willig sein werde dieser Sicherheit. Mag sie mich immerhin beliebig führen! Ich habe jedes Ziel verloren, seitdem ich Weg bin, und ich fühle wie dieses Wegsein mich immer mehr dem Chaos zuführt — wie es mich der natürlichen Ordnung in mir immer näher bringt. Ich wüßte sonst nicht, woher die innere Frohheit käme für meine Wege, auch wenn sie zu nichts oder zu Mißlichem führen. Die Wege müssen es selber sein, die etwas von Erfüllung in sich tragen. Es ist, als verlöre sich auf ihnen alles Verlangen in Willigkeit. Man besitzt förmlich, ohne zu besitzen: so frei fühlt man sich.

Und darauf scheint es mir anzukommen: daß man sich frei fühlt, — daß man sich berechtigt fühlt nach allem zu langen, was in einem ist — ja nicht nur berechtigt, sondern daß man sich geradezu ausgestattet fühlt, so zu tun, — daß keine Menschen-Einsicht mehr imstande ist, einem aus Absichten Pflichten zu drehen. Daß man trinkt, wenn einen dürstet — daß man ißt, wenn man Hunger hat — daß man ausruht, wenn man müde ist — daß man glüht und Treue hält, wo man liebt. Daß es so von einem nach Kräften gehalten wird. Daß man selber als Mensch einer Welt den Weg verlegen hilft, die dem Dürstenden den Trunk — dem Hungrigen die Speisung — dem Müden das Ausruhen — dem Liebenden das Glühen und Treuehalten verwehrt, weil man eben selber als Mensch ein Dürstender — Hungriger — Müder und Liebender ist, — und

so eine Welt mit dem vermeintlichen Segen ihrer durch Hochkommen der Einsicht geschaffenen Ordnung Menschen und Dingen oft genug zum Fluche wird. Daß man so dem Gesetzlichen in sich leben will Tag für Tag. — Es ist noch immer das höchste Untertansein — die erlauchteste Folgschaftsleistung — der heiligste Gehorsam. Ich wenigstens habe noch nie einen Grund gefunden, das Gesetzliche in mir als nicht von Höherem als der menschlichen Einsicht in mich gelegt zu betrachten.

Und wenn ich einmal soweit bin in Tun und Lassen: hab ich da nicht bereits behoben alle Schädigungen am Menschen, von der Herrschaft menschlicher Einsicht zugefügt? Hab ich da nicht die Menschendämmerung bereits durchbrochen — der Menschen Nacht hinter mir? — Fängt dann nicht schon eine neue Dämmerung an — ein Morgengrauen, das langsam in Helle überfließt, wenn der Mensch in einem als wachgewordene innere Gesetzlichkeit seine vor-weltlichen — also älteren Kräfte und damit auch älteren Rechte entgegensetzt einer falschen, hinfälligen, durch Einsicht verkümmerten Welt? —

Varena, im Juni 1910.

Lieber Gast / von Richard Smekal.

(Einer Freundin zu eigen.)

In den Herbst läuft keine Sehnsucht,
Reife Garben schließt das Tor,
Schwere Früchte trägt der Garten,
Die nur still sind, lächelnd warten,
Beugt sich eine Hand empor.

Kommt ein goldenbrauner Schimmer
Dieses Seins in unser Sein,
Lieber Gast in meinem Zimmer,
Spürst du diesen lichten Schein?

Unsrer Hände still Verschränken
Lebt so fromm in diesem Raum,
Nur ein Da-Sein, kein Gedenken,
Leisestes Bewußtsein kaum.

Und die Kraft zum Abschiednehmen
Macht die Stunde süß und schwer,
Ohne Zögern, ohne Grämen,
Als obs so beschlossen wär.

Meine Tür geht nach dem Garten,
Wo du leise lächelnd gehst,
Und in mir erwacht ein Warten
Bis du wieder vor mir stehst.

Das Ordal / von Hugo Neugebauer.

„Wo?" Der alte König beugte sich weit vor, hielt die knöcherne Hand an das halb ertaubte Ohr und mühte sich, mit dem altersschwachen Blicke das Dämmer zu durchdringen, in das die Gestalt des Bauern tauchte.

„Herr, auf dem Berge der Sehnsucht, ja, der Sehnsucht."

Die Augen des alten Königs funkelten wie die einer Katze und seine dürren Finger krampften sich um die Drachenköpfe der Armlehnen.

„Bei Vollmond?"

„Ja. Bei dem heißen Brunnen, wo es Frühling ist mitten im Winter. Unter dem blanken Hange, über den man nicht schreiten kann ohne auszugleiten. Wie gefegt sieht er aus, wie ein frisch gefegtes Schwert glänzt er im Mondlicht. Den kamen sie herab zum Brunnen alle sicheren Trittes, weil ihre Sohlen nackt waren."

„Wie ihre Leiber, nicht wahr?"

„Muttergottes, Herr, ja, weil Ihr es gesagt habt! — Verzeih mir Gott die Sünde: ganz nackend."

Irgendjemand lachte. Es stak in seiner Kehle noch die Heiserkeit von jener kalten Nacht, als sie den Hang hinabstiegen, ganz nackt, mit wunderlichen Dingern auf den Armen.

„Still du dort!" herrschte der Narr, der auf dem Fußschemel thronte. „Lach nicht, wenn der König ernst ist."

„Und einer führte sie?" fuhr der König fort. Es war so still nach der Frage, daß man das Herz des Alten schlagen hörte.

„Ja, Herr. Ein Mann, traurig anzusehn, blaß um den Mund und mit Augen wie die Nacht. Er hatte um den Kopf einen Zweig mit braunem Laube und sang ein Lied, das den Wind beschwichtigte. Und die Weiber schritten auf seiner Fährte, eine nach der andern."

„Und die Königin war dabei? Sagtest du nicht so, Mann? — Kennst du die Königin?"

Er blickte so wild, daß der Bauer zauderte.

„Bedenk jedes Wort!" sprang des Narren dünne Stimme in die Pause. „Dein Kopf sitzt nicht fest, er wackelt schon."

„Du Bunter," sprang ein Hirt dem Bauern bei, „sein Kopf wackelt seit zehen Jahren, seit ihm der Bergschreck in die Glieder fuhr."

„Weiter, weiter," drängte der König. „Die Königin war auch dabei?"

„Herr, wenn Ihr mir den Kopf lasset —"

„Ich schenke ihn dir."

„Dann ja, Herr."

„Wenn, dann!" rief der Narr dazwischen. „Ja mit der Zunge und nein mit dem Kopfe. Das gilt nicht, Haymon, gilt nicht. Er lügt mit ja und nein. Laß ihn stäupen."

„Dich laß ich stäupen!" brauste der König auf. „Du aber fahr fort. Die Königin war auch dabei?"

„Ja, Herr. Sie folgte dem Traurigen auf den Fersen. Sie trug auf den Armen ein unsichtbares Ding unter einem weißen Schleier wie die andern. Sie hatte die Augen geschlossen wie die andern. Sie taten alles mit geschlossenen Augen wie im Schlafe. Nur der Traurige war wach."

„Was taten sie?"

„Als sie zu dem heißen Brunnen kamen, da warfen sie die eingewickelten Dinger ins Wasser. Dann nahm der Traurige den Kranz vom Kopfe, tauchte ihn ins Wasser und besprengte damit die schlafenden Frauen."

„Da wurden sie wach, nicht wahr?"

„Nein, Herr, da begannen sie zu tanzen. Und im Busch war einer versteckt, der hub an zu pfeifen. Und sie alle tanzten nach seiner Pfeife, die Weiber, und schlugen mit den Händen den Takt dazu auf die nackenden Schenkel. Und es war ein lautes Geklatsche in der toten Luft. Sie stampften mit nackenden Sohlen den Boden und es spritzte unter ihren Tritten auf, denn es ist feuchter Grund um den Brunnen, Herr. Die Weiber tanzten und die heißen Blasen sprangen aus dem Brunnen auf und zerplatzten, daß es knallte. Und der Traurige stand mitten auf dem Wasser und hatte den Dampf um sich als ein Gewand. Und rings um ihn wallten im Wasser die Leiber von Säuglingen auf, die waren gesotten wie Fische in der Faste."

Ein Gemurmel lief die Wände des Saales entlang wie Gestöhne von Schlafenden, die der Alp drückt. Aber die Wangen des alten Königs glühten und seine grünen Augen funkelten wie die einer Katze im Dunkeln.

„Als ein Gewand?"

„Ja, Herr. Und um seinen Kopf war ein Heiligenschein."

Wieder lachte der Heisere hinter der Säule.

„Schweig!" kreischte der Narr. „Zerbrich nicht den Bogen des Königs."

„Ein heiliger Schein?"

„Ja, Herr. Als das Haus der Aussätzigen abbrannte unter dem Zwergkiefergehocke, weit draußen, wo die Weiden enden und die Schafe sich verlaufen, da sah ich einen roten Schein am Himmel. Genau so war der Schein um den Kopf des Traurigen, Herr."

„Und dann?"

„Und dann kriegt ich den Wirbel in den Kopf, den Schwindel, Herr, und schlug platt auf den Bauch und sah und hörte nichts mehr. Aber der da, der Ern, der kann Euch mehr berichten."

Der König winkte und ein Jüngling trat vor, fast noch ein Knabe, schlanken Wuchses und mit feinen Gliedern, wie ein Junker.

„Bist du der Ern, der bei Vollmond über die Dächer geht, Knabe?"

„So sagt man, Herr, ich weiß es nicht."

„Wessen Sohn bist du? Du dünkst mich eines Edelknechtes Kind."

„So sagt man, Herr, ich weiß es nicht."

„Du siehst aus, als wärest du Lammans Sohn, des Treuesten der Treuen. Als die Kraft meiner Jahre zu schwinden begann, da hieb er mich heraus mit seiner blanken Klinge, die war schartig von scharfen Hieben wie eine Baumsäge. Ein Knecht hatte mich an den Haaren gepackt von hinten, der Tückische: Lamman aber hieb zu, daß des Feindes Faust an meinen Locken baumelte! Sein eigen Blut trank Lamman damals schmatzend aus zwei Wunden im Gesicht. Und als er mich geborgen hatte bei den Meinen im Lager, tat er, als wollt er sich schlafen legen. Er schlief aber nicht. Mit offenen Augen lag er und starrte in den Mond. Und es war, als ob der Mond sein Antlitz versteint hätte. Und als alles schlief und schnarchte im Lager, stand er heimlich auf und brach auf der Wildspur eines Ebers in den dicken Wald und hieb sich mit dem Schwerte einen Weg bis zu der Höhle der Agila, der Jungfrau, die noch keinen Mann erkannt hatte. Er aber umarmte sie im Schlafe wie ein Traum und zeugte mit ihr einen Sohn, während Thoral, sein Waffenträger, Wache hielt vor der Windhöhle. Und als die Mutter das Kind geboren hatte, barg sie es vor den Augen der Menschen und setzte es aus im Gebirge, wo es am wildesten ist. Eine Gemsenmutter säugte es mit ihrem Zicklein (denn sie hatte zwei geworfen und eines war gestorben) und als es größer worden war, da atzten es Adler mit dem Fleische von Gemsenzicklein; da lief es, ein Wildes, nackt und tummelte sich mit dem Sturm um die Wette und die Wildweiber des Gebirges nahmen es früh in die Arme mit Lachen. So gedieh es, bis ein Jäger es haschte und hinabtrug zu den Bauern im Tale. Bist du dies Kind, Knabe, der Sohn des Helden und der Hexe?"

„So sagt man, Herr, ich weiß es nicht."

Der König staunte:

„Seltsam! — Auf der Leute Gerücht verlässest du dich, unwissend selber. Bist du ein Tor, Ern, bist du versehrt? Traun, ein Träumer dünkst du mich! — Wach auf!" —

Der Knabe wandte das Haupt und blickte den Alten groß an:

„Heischest du Kundschaft von mir, König, so rüttele nicht an der Pforte meines Schlafes. Scheu sind meine Träume und bald verscheucht, beleidigt von des Lebens Ungestüm. Kurz fasse dich, König, denn ich weiß nicht, wann ich verstummen werde."

„So sag an, ist das wahr, was dieser da gesagt hat?"

„So ist es, Herr."

„Auch du hast die Königin gesehn?"

„Ich habe sie gesehn und erkannt mit allen Weibern."

Wie ein alter Waldbaum unter dem Hiebe der Axt erzitterte der König:

„Wie meinst du das, Knabe, du hättest sie erkannt?"

„Ich habe mit ihr getanzt, Mächtiger, zu der Flöte des Verborgenen. Im Walde war ein Rausch, über dem Wasser Gewölk und ein roter Glanz um das Haupt des Einsamen. Sie aber tanzte mit mir und küßte mich siebenmal."

Der König atmete schwer. Der Narr aber fuhr auf:

„Und der Mond, was sagte der Mond dazu, Knabe? War er nicht blaß vor Neide, was?"

„Nein, nein!" wehrte der Jüngling mit Händen und Blicken ab. „Nicht bis zum Monde versteige dich! — Rühr mich nicht an, du —!"

„Stille!" zischte der König und stieß mit der Ferse nach dem Zwerge. Der Narr verstummte, klemmte den Kopf zwischen die Kniee.

„Siebenmal?" bebte die Stimme des Alten.

„Ja, Herr, aber heilig, denn es war im Hause der Träume, Herr."

„Aber wie kamst du hinauf?" forschte der König weiter. „Dieser Gebückte sah dich nicht. Er war hinaufgestiegen, um ein Schaf zu holen, das sich verirrt hatte. Im Busche lag er und hatte die Augen überall, dich aber sah er nicht."

„Ich war zurückgeblieben, Mächtiger, bei den Kleidern der Weiber,

daß die Bergweiber sie nicht stehlen sollten. Als sie aber den Tanz begannen zu der Flöte des Verborgenen, da packte mich der Wirbel."

Der König erhob sich und winkte. Alle gingen hinaus. Den Knaben aber bannte er mit dem Blicke:

„Ern!"

Er warf die Arme um den Nacken des Jungen:

„Knabe, Sohn des Helden und der Hexe, bekenn, gesteh, deine Hände lagen auf ihrem Leibe, sie lebte in deinen Händen, nicht wahr, sie — lebte?"

Der Junge wand sich unter den Griffen, entwand sich ihnen, trat zurück und stand eratmend. Der König wankte, stützte sich mit der Linken auf den Kopf des Drachen:

„Tot war sie in meinen Armen! — Wie ein Fels lag sie auf meiner Brust in trunkenen Nächten, als ich mich krümmte wie ein weidwundes Wild in Ohnmacht! — Von dir aber empfing sie Leben, Knabe! Unter deinen Händen wachte ihr totes Fleisch auf wie ein Sturm!"

Er tappte auf ihn zu, denn es war stockfinster im Saale, tappte, faßt' ihn am Handgelenk, raunte:

„Führe mich, Ern. Führ mich zu ihr, hörst du? In der nächsten Vollmondnacht. Ich muß sie sehn, tanzen sehn, nackt. Ich habe nie ihren Leib gesehn, bei Gott, niemals! Ich bin ihr Gatte, ja, vor Gott, aber nicht vor ihr, Knabe!"

Der Jüngling schwieg.

„Hörst du, Knabe? — In der nächsten Nacht. Mein Weib muß ich sehen, mein Weib, mein Weib! Ich bin ihr Gemahl, ich bin der König, ja. Hörst du, Junge? Alles Land ist mein, alle Schlösser sind mein, alle Städte und Dörfer, alles Volk, alles Tier, aller Wald, alle Schätze unter der Erde und im Meere, alle Schiffe: mein. Das alles kann ich geben, wem ich will. Alt bin ich und unfruchtbar, kann mir den Erben wählen. Auf eines Knechtes Stirn kann ich den güldenen Reifen drücken, wenn ich — will. Alt bin ich und morsch — und habe eine Königin jung und frisch. Ich habe sie nie erkannt, aber sie ist mein vor Gott. Ich muß sie erkennen heute

nacht und sei es auch nur mit Blicken. Nimm mich mit, Knabe, zu ihr, ich folge dir."

„Wie kann das sein?" versetzte der Junge weich, „da ich den Weg nicht weiß? Ich folge meinen Träumen, Herr, aber Ihr, wie mögt Ihr mir folgen im Traume? Dunkel ist mein lichter Weg den andern. Gebt mir Urlaub, Herr, denn nichts vermag ich für Euch, der Ihr wach seid."

Da erkannte der Alte seine Ohnmacht vor dem Knaben und entließ ihn mit Seufzen aus dem Saale, aber nicht aus dem Banne der Burg. Denn es war in seinem Herzen ein Argwohn wach geworden wider Ern, den Sohn des Helden Lamman, der Mechel erkannt hatte, des Königs Weib, im Hause der Träume.

*

Der Himmel brannte im Abend. Graue Wildgänse kamen aus dem Brande geflogen gerade auf das Schloß zu. Der König saß in der Säulenhalle. Ueber das leberbraune und lungenrote Gewürfel der Wacke kletterte eine blühende Waldrebe zur verwitterten Brüstung, auf die der alte König die Ellenbogen stützte. Hoch oben am Kopfe der Säule hockte der Zwerg auf eines Greifen Nacken, duckte den Buckel unter den Kämpfer und spähte scharf gen Abend aus:

„Ein halbes Stündchen noch, wenn der Wind anhält!" rief er hinab. „Ich sehe schon die schiefergrauen Mauern der Stadt. Purpurne Lohe hüllt sie ein, die Steine springen vor Hitze. Aber das Schloß ist unbezwungen. Graland hält stand mit seiner Phalanx. Sie schnüren den eisernen Keuschheitsgürtel fest um die Lenden der Jungfrau Burg. Wie ihre Schilder blitzen!"

„Erkennst du Graland?"

„An seinem feuerspeienden Löwen, Herr. Die ganze Hölle speit er aus dem Rachen!"

„Wacker, wacker, Graland! Halt stand, halt stand, du Held! Bald landen wir, fallen den Buben in den Rücken! Drauf und dran! Schlagt sie tot die Hunde! Wacker, Jungen!"

Er war aufgesprungen, stieß die Arme mit geballten Fäusten in

die Luft, seine Backen glühten, die alten Augen sprühten junges Kampfesfeuer.

„Sachte, sachte!" warnte der Narr. „Du stampfst mir noch das Deck durch! Der alte Drache kracht in allen Fugen!"

Der König erwachte und blickte verstört um sich:

„Wo — wo sind wir?"

„Zuhause," fiel es trocken herab. Du hast den Drachen gewrackt mit deinem jungen Ungestüm, du alter Narr, hast ihm die Kielwirbel gebrochen: dort liegt er, bläht den dicken, schwarzen Bauch auf dem schimmernden Glimmersande."

Der abendliche Brand des Himmels war zu einem schmalen Saume zusammengesunken, der auf dem Meere schwamm wie gestocktes Blut auf Galle. Auf dem Strande lag das Wrack eines großen schwarzen Meerdrachen mit gebrochenen Rippen und verstümmeltem Kopfe. Es war das Schiff, auf dem der König die See befahren hatte, sieben Jahre lang auf der schmerzlichen Suche nach der Braut seiner Träume, selbneunter mit Eban dem Narren, Hugo dem Dichter und sieben schiffskundigen Männern. Weit draußen bei Hegla, der Insel, wo die Kinder mit weißen Haaren zur Welt kommen, war der Drache im Sturme gescheitert, daß sich drei nur mit Mühe hatten retten können, an eine lose Rippe des Drachen geklammert: Haymon der König, Eban der Narr und Hugo der Dichter. Auf einem fremden Schiffe erreichten sie die Heimat, aber die See warf ihnen den wracken Drachen nach und spie ihn auf den Strand unter dem Schlosse. Nun hausten Zigeuner darin und paarten sich im Bauche des Drachen, wie Maden im Aase wimmelnd.

Der König raste:

„Schurke!" schrie er, die geballten Fäuste schüttelnd. „Du hast sie verraten, die Braut meiner Träume! Mit den Räubern im Bunde, du Hund! Als wir auf Hegla lagen im Sande nach dem großen Tanze der Wellen zwischen den blassen Knochen der Walrosse — Möwen machten die tote Luft ungeheuer mit ihrem Wehgeschrei um die gewürgte Brut — als wir dalagen im Mond auf dem Sande und ermattet schliefen, da wähntest du, ich schliefe und schnarchte wie

die andern. Ich aber hatte die Augen offen wie der Mond und sah dich handeln mit dem Abgesandten des Meerungeheuers, sah dich die Braut meiner Träume um schnödes Gold verkaufen, du Judas! Und als ich dann fragte, von wem du das Gold hättest, da logst du, König Oger hätt es dir gegeben, der Blinde, den die Männer von Phoinikia entmannt haben auf den Zinninseln. O du Pestbeule, komm herab, du Ungetüm, daß ich dich würge, würge, du Judas!

Er reckte sich auf die Zehen und streckte die Rechte nach dem baumelnden Beine des Narren. Der aber goß eine gellende Lache hinab, daß der König wie betäubt taumelte und mit schäumendem Munde hinschlug auf die harten, kalten Fliesen der Halle.

Da warf der Narr das Bein über den Kopf des Greifen, sprang wie eine Katze zuboden und schrie mit schriller Stimme:

„Hilfe! — Zuhilfe! — Der König — —!"

*

König Haymon schlug die Augen auf und blickte erschaudernd dem blassen Manne ins Antlitz:

„O du! — Wer hat dich gerufen? — Hab ich dir befohlen, das Tor des Todes vor mir zu schließen?"

„Ihr dürft nicht sterben," erwiderte der Arzt.

„Dürft nicht?" höhnte der König. „Willst du mir's verbieten? Dem Könige befehlen, du Knecht?"

„Ich bin Euer Arzt."

„Und ich dein König. Laß mich sterben!"

Der blasse Mann drückte den Kopf des Alten auf das Kissen zurück, das an goldener Schnur über die Rückenlehne des eichenen Stuhles gehangen war. Dann blickte er hinaus in die Nacht. Um das Drachenwrack brannten im Hufrund die Zigeunerfeuer. Ein matter milchiger Glanz schimmerte durch das Dunkel, bläulich gesäumte Wolken hingen wie Molke im Äther und zwischen den Wolken funkelten die heißen Augen des himmlischen Skorpions. Er hatte den Schwanz abwärts gewandt und träufelte Gift aus geschwollener Drüse in das Salz des Meeres. Aus einer Wolke, gleich einer Faust

geballt, zuckte die krumme Klinge des siechenden Mondes wie die Sichel, womit Kronos den Vater Uranos entmannte, voller Mitleid mit den Wehen der Erde. In der Luft aber gab es wuchtendes Gebrause: Wildgänse rauschten dort oben meerher mit schnellem Flügelschlag und heiseren Schreien.

„Wehe!" stöhnte der greise König.

Der Blasse lächelte:

„Sie verkaufen dort unten ihre braunen Leiber um weiße Silberlinge, die mannbaren Töchter der Zigeuner. Die weißen Silberlinge klingen in den traubenblauen Haaren, um die braunen Nacken der feilen Wüstentöchter: Münzen mit den Köpfen von aller Länder Herrn. — Ich sehe ein Paar aus dem Bauch des Drachen schlüpfen: ein Knecht reicht einer Zigeunerin eine Münze mit Eurem Kopfe, Herr. Der Knecht bietet der Dirne den Kopf des Königs dar."

„Weh mir!" stöhnte der Greis. „Weh mir Unfruchtbarem, Ohnmächtigem, wehe! — Im Rumpfe des Drachens wimmelt der Auswurf, im Rumpfe des Feuerdrachen, der mich mit schneeleuchtenden Flügeln tragen sollte zur Braut meiner Träume! — Tot ist die Braut, im Meere versunken! — Und der Knecht bietet der Dirne des Königs Kopf für — Liebe! — Haha! Haha!"

Der Blasse neigte sich raunend zum Ohre des Alten:

„Wie der Himmel seid Ihr, Herr, wie der Himmel: unfruchtbar, seit Zeit Euch entmannt hat, aber der Himmel dennoch."

„Der Himmel!" höhnte der König, „der entmannte, unbeweibte Himmel! — Was soll der Himmel ohne die Erde, was der Mann ohne Weib? — O diese Arme, diese Arme! Einst warf ich Darger, den Stärksten der Starken, und hundert Weiber wurden fruchtbar in meinen Armen! — Nun wird mir die Luft zu schwer, die leere Luft! — Wehe mir, wehe, wehe!" — —

„Was ist das für ein Tier?" fragte der König und reckte den Finger gen Himmel. „Was ist das für ein Ungeheuer, das mich anblitzt mit listigen Augen?"

„Es ist der Skorpion, Herr," gab der Blasse zur Antwort. „Der Himmel nährt ihn an seinem Busen, aus den Brüsten der Nacht

saugt er sich süße Milch und spritzt sie als bitteres, sehrendes Gift über Land und Meer. Und wo ein Tropfe seines Giftes hinfällt, die Stelle ist verflucht mit dem Fluche der Unfruchtbarkeit."

„Unfruchtbarkeit!" stöhnte der König: „Ohnmacht! — Unfruchtbarkeit!"

Wie auf der Folter wand sich der verdorrte Leib des Greises, sein heißer Atem dampfte in die kalte Luft, seine großen Augen rollten:

„Wie der Himmel bin ich, sagtest du's nicht?: von den Jahren übermannt und entmannt, über die Erde geworfen als tote Last! — Und nähre einen hitzigen Skorpion in der Wunde meines Busens. Einen fressenden Krebs, der mich nicht einschlafen läßt in den Armen des Todes!"

Der Blasse lächelte grausam:

„Wachet, Herr, wachet und betet. Denn wer weiß, was für Träume über Eure Seele geschlichen kämen, wenn Ihr einschliefet, den — Skorpion am Busen!"

Der König reckte sich auf und blitzte den Blassen an:

„Teufel!" schrie er, daß es durch die Halle gellte, „ich — ich —"

Der Arzt war zurückgewichen. Über sein Gesicht huschte Wetterleuchten, sein Blick bedrohte das Auge des Alten — ächzend sank der König auf den Stuhl zurück.

Als König Haymon diesen Schrei ausstieß, erlebten ihn alle Menschen auf Erden in ihrem Marke und alle Tiere als dumpfes Erschrecken, schlafend oder wach, wie einen Stoß von unten herauf. Und ein Schwarm von Leuchtsteinen sauste durch die Luft mit Gepfeife wie des Windes Laut, prasselte auf die Dächer der Tempel und Paläste und verzischte im Meere:

„Wie reife Früchte fielen die Gestirne vom Weltenbaume: Pan hatte geschüttelt und bückte sich, die Ernte zu lesen."

So schrieb damals die Sibylla von Nark in das Buch des heimlichen Lebens. —

*

König Haymon hatte den Hünen Brut heraufholen lassen, der das unterste Gefängnis bewachte. Brut war taub und stumm und ge-

horchte der Gebärde. Vor das Gemach der Königin hieß ihn der König sich stellen und Wache halten vor der Schwelle, daß niemand weder aus noch ein schlüpfe. Er selber aber wachte vor dem Lager seiner Gemahlin, gerüstet, ein nacktes Schwert vor sich auf den Knieen, das war von sieben heiligen Vätern gesegnet und gefeit wider allen bösen Zauber. Denn heute, heute nacht wurde der Mond wieder voll und auf dem Berge der Sehnsucht erscholl Geschrei von unsichtbaren Tieren und teuflischer Spuk schreckte den Wanderer zum Gipfel, daß manche das Augenlicht verloren von aufzischendem Blendwerk und andere zu rasen begannen und ihr eigen Fleisch anfielen wie wilde Tiere. Und einer lüsternen Magd hatte eines Schrates Schrei die Ohren zerrissen, daß sie des Trostes der Menschenstimme darbte ihr Leben lang. Denn nur wer im Schlafe über die Dächer wandelt und über Abgründe springt im Lichte seines Traumes ohne Angst, wird des heißen Brunnens ansichtig und des rasenden Tanzes.

Als nun die Mitternacht nahe war und alles Gras von Taue schwer und der Mond so blendend weiß am Himmel hing, daß er dem Auge wehe tat, wie der Blick der Sonne, siehe, da versanken alle im Schlosse in einen tiefen Schlaf. Und als der König aus dem Schlafe erwachte, da tastete seine Hand nach der herabhängenden Hand der Königin und er fühlte, daß sie kalt und starr war wie die einer Toten. Und er beugte sich über sie, legte das dünne, kalte Ohr an ihre volle Brust und hörte ihr Herz nicht schlagen. Und er näherte seine Wange ihrem Munde und spürte keinen Hauch an seiner Haut.

Da erhub er laut Geschrei und Rufe um Hilfe und warf sich mit aller Wucht wider die Türe, vor der Brut lag, der Riese, wie ein Hund und schnarchte, daß Gerassel aus dem weit offenen Rachen das Wimmern des Königs übertönte. Endlich erwachte Ekomo, der Kämmerling, der Gekicher der Weiber hörte durch drei verschlossene Türen von Eichenholz hindurch, und hörte den König winseln. Und da er ein starker Mann war, erfaßte er den Hünen an den Haaren, zerrte ihn von der Schwelle und drang ein zum Könige. Und sie rannten selbander durch die Säle des Palastes,

schreiend nach dem Arzte, daß die Schlafenden aus den Betten sprangen und die Weiber nackend aus den Armen ihrer Buhlen fuhren und an die Fenster rannten mit Gekreische. Denn alle wähnten, das wilde rote Tier wäre ausgebrochen aus dem steinernen Ringe des Herdes.

Und Männer und Weiber und Kinder, alle rannten dem Könige nach und Ekomo dem Kämmerling und riefen nach dem Arzte. Und es gab ein heißes Gedränge Nackter und Halbbekleideter im Finstern und ein wüstes Geschrei:

„Sanatas! — Sanatas! — Sanatas!"

Aber nirgend war Sanatas zu finden. In der Stube unter dem Turmdache jedoch, hart unter der Sturmglocke mit eingerostetem Schwängel — denn hundert Jahre lang hatte die Glocke geschwiegen — unter verschränktem, wurmstichigem Gebälke, woran die Fledermäuse hingen bei Tag und Spinnen ihre Weben geheftet hatten, von Balken zu Balken, Weben voller Holzstaub und schillernder Mückenflügel, die im Mondenscheine flimmerten, lag Lammans Sohn und der Hexe Agila, der Knabe Ern, mit zuckendem Leibe. Und auf ihr Prunkbett gestreckt, die nackten Brüste mit den Händen pressend, lag Mechel, die Königin, mit zuckendem Leibe. Und auf dem Berge der Sehnsucht tanzte die besessene Gemeine zu der Flöte des Verborgenen und alle Büsche waren Geächzes voll. Und Leuchtkäfer leuchteten mit huschenden Lämpchen über molkige Gesichter. — — —

*

Als nun die Sonne aufstand aus dem Grabe der Nacht und mit tausend weißen, heißen Zungen den Tau von den Gräsern leckte, da reiften die Zweifel im Geiste Haymons des Königs zum Entschlusse. Er berief und versammelte um sich den Rat der ältesten Edeln und entdeckte ihnen die große Not seines Herzens und die Angst seines Gewissens. Und sie saßen lange beisammen und berieten das Rechte, die einen mit kargen Worten, die andern mit breiter Geschwätzigkeit. Dieses war der Schluß, den sie endlich faßten: daß da kein Mensch zu richten hätte, weil allzu dunkel wäre das Krumme und schier ein Schlich des bösen Feindes, sondern Gott sollte richten, dessen Blick

das Verborgene durchdringt und das Heimliche beleuchtet. Und sie warfen die Stimme des Rates auf das Ordal der glühenden Schar.

Als nun Mechel die Königin vernahm, daß offenbar worden war ihr heimlicher Wandel im Fleische der Träume und die rote Sünde ihres blassen Fleisches im tiefen Schlafe auf dem Berge der Sehnsucht, da erschrak sie im Innersten und erblaßte. Und sie sandte hastig Adin ihren Knaben zu Sanatas dem Arzte und stellte sich krank und ließ niemand in ihre Kemenate, als sie allein war mit dem blassen Manne, der alle Säfte und Kräfte kannte der treibenden Natur, der Gifte in Heiltränke und Heiltränke in Gifte verwandeln konnte mit dunkeln, abgründischen, unerhörten Worten, und redete ihn an und sprach:

„O Sanatas, süßer Buhle mein, was soll nun werden aus mir, da meine Sohlen wandeln sollen über glühende Scharen statt über des Berges kühlen Tau? Wie kann ich die Probe bestehn, da Gott ist, der da richtet? O Sanatas, süßer Buhle mein, schon seh ich die Richtstatt vor mir im Gedränge des Volkes und den roten Henker mit dem breiten Schwerte! Mit dem breiten, zweischneidigen Henkerschwerte, das Mechels zarten Hals abschlagen soll von den Schultern, den zarten, weißen Hals, den du geküßt hast in mondtrunkenen Nächten, hundertmal geküßt auf dem Berge der unsterblichen Sehnsucht, Sanatas, süßer Buhle mein!"

Aber Sanatas lachte:

„O Mechel, Weib, wie töricht du doch bist, noch immer! Wer ist denn der Gott, der dich richten wird? Der deinen Leib besitzt und deine Seele, ich bin dein Richter, Weib. Denn du bist mein, ganz mein! Und mein ist alle Glut der Erde — des Himmels nicht! — aber der Erde, Weib. Wärest du nicht gezeugt vom Manne und vom Weibe geboren, ich stählte deine Kraft in der nächsten Neumondnacht in meinem Bade. Denn allemal, wenn der Mond sein Licht verliert, tauch ich hinab in den Schlund des Vesuvs und kühle meine Glieder in dem glutflüssigen Marke der Erde. O, daß du mir dorthin folgen möchtest, Weib! O, daß ich dich dort umfangen könnte in Liebe! Denn wisse: wer da untergetaucht ist in

den Fluten des Pyrophlegeton, wer die Taufe empfangen hat von der Hand des Sanatas im Jordan des Abgrunds, der stirbt nicht, der lebt bis der Gestirne Schicksalsringe zerbrechen, unsterblich bis zum Tod der Tode durch die Urbrunst der Tiefe in Blut und Mark und Nerven!"

Er wandte sich behende, beugte sich übers Kohlenbecken und blies die Asche von der Glut. Sein blasses Gesicht war rot vom Widerschein. Er lächelte. Und die Glut im Becken knisterte. Es war ein lüsternes Gekicher im Knistern der glühenden Kohlen. Und er hob die bleichen Hände segnend über die Glut und besprach sie mit dunkeln, abgründischen, unerhörten Worten. Dann griff er die größte Kohle aus dem Becken und ließ sie rollen in der Höhle seiner Hand und lachte und hauchte sie an, bis die rote weiß wurde wie die Sonne im Mittag über der Wüste. Und er hielt sie dem Weibe hin. Und das Weib nahm sie mit beiden Händen, hob sie bis vor die Augen und blickte ungeblendet durch den Glutglanz lächelnd dem Buhlen ins Antlitz.

(Schluß folgt.)

Verwirrung / von Ludwig Seifert.

Und was da werden kann und doch nicht wird
Und was da war und doch nicht mir gehört,
Wie fremder Vögel banges Flattern schwirrt
Und meines Daseins matte Stille stört —

Und alle Schönheit, die nur fußesbreit
Von meinem Weg entlegen lockt und schimmert
Und doch wie Licht von Sternen fremd und weit
Durch meiner Tage Dunkelheiten flimmert —

Und alle Schätze längstentschwundner Zeiten
Und Augen, welche Seligkeiten bergen,
Und Lieder — Stimmen, die uns leis geleiten
Nach blauen Seen und nach Wunderbergen —:

Dies ist wie Geigentöne fremd und schauerlich,
Die rings um mich bei Tag und Nacht erklingen,
Das ist ein Leid so süß und fürchterlich:
Das ist der Satan. Das sind seine Schwingen.

Der kaltblütige Kommandant / von Paul Scheerbart.

Der Kaiser von Madagascar hatte sehr gut gefrühstückt, obschon sein Thron, sein Leben und sein Reich in allergrößter Gefahr schwebten — denn der Kaiser von Anam im großen Hinterindien führte Krieg gegen den Kaiser von Madagascar. Dieser jedoch war in allerbester Laune und ließ sich durch den militärischen Ungestüm seiner Umgebung nicht den Appetit verderben.

Die Sache lag nämlich so: zehn Meilen nördlich von der Hauptstadt des Reiches lag im herrlichsten Sonnenschein die Festung Klambimbo. Auf der residierte der kaltblütige Kommandant Mr. Chesterfield. Der hatte gesagt: „Keine Unruhe, Majestät! Meine Festung Klambimbo ist uneinnehmbar — wenn auch tausend Luftflotten von den Anamiten gesandt werden."

Auf diese Erklärung legte der Kaiser von Madagascar großen Wert und dachte nicht an Unruhe.

Von der anamitischen Seeflotte war zudem nichts zu hören und nichts zu sehen; man glaubte bereits, sie sei von Orkanen in Grund und Boden geschüttelt worden.

Chesterfield rechnete aber gar nicht mit der Seeflotte der Anamiten.

„Was?" rief er zu seinen Offizieren, „geht uns in unserer modernen Zeit die Seeflotte an? Mit der Luftflotte des Gegners hat man zu rechnen — mit anderen Dingen nicht. Gegen die Luftflotte haben wir uns zu schützen. Und ich, Klambimbos Kommandant, werde es schon verstehen, mich und die Meinigen vor den anamitischen Luftteufeln zu schützen."

Alles rief Bravo.

Man freute sich tagelang über die überlegene Sicherheit dieses modernen Soldaten.

Und alles ging wie bisher seinen gewohnten Vergnügungen und Beschäftigungen nach.

Es war allerdings sehr warm.

Aber die Sonne leuchtete, und Schattenhöhlen gabs überall.

Man lebte zumeist in der Nacht, in der es kühler wurde.

Eine Augustnacht war auf Klambimbo, das dicht am Meere lag, für Kommandant und Offiziere sehr ereignisreich.

Chesterfield hatte alle seine Kanonen — besonders auch die Strandkanonen — tüchtig mit Pulver laden lassen. Alles war schußbereit.

Die Soldaten schliefen neben den Kanonen, nur die Wachleute wachten überall.

Chesterfield wandelte gedankenvoll in goldstrotzender großer Uniform auf den Wällen und Bastionen seiner uneinnehmbaren Festung umher.

Das Meer lag dunkel in der Tiefe und spiegelte die Sterne.

Dann ging fern im Südosten dunkelrot der Vollmond auf.

Der Kommandant rief einen Wachmann zu sich und sagte zu ihm vertraulich:

„Nun sage, mein Sohn, was tust du, wenn die feindliche Luftflotte in Sicht kommt? Wie lautet deine Instruktion? Sage mir alles ganz genau, denn mir schwant, daß wir in dieser Nacht ein kriegerisches Ereignis zu erleben haben. Ich bleibe natürlich ganz kaltblütig, denn ich weiß, was die Festung Klambimbo wert ist. Das haben ja die letzten Manöver offenbart. Nun aber will ich, daß auch alle meine Untergebenen kaltblütig bleiben — so kühl — wie einst der alte Cäsar von Rom. Na, davon verstehst du ja nichts. Also sage mir, was dir deine Instruktion gebietet. Sprich ganz unverzagt — so recht kühl."

Chesterfield kreuzte die Arme über der Brust und stand in napoleonischer Haltung hoch oben auf seinem Wall und blickte ins Meer — mitten in den Vollmond hinein, der auf dem Wasser einen langen glitzernden Streifen schuf. Der alte General warf seinen

Schatten hinter sich über den breiten Festungsgraben bis zum nächsten Wall, der höher aufragte als der, auf dem Wachmann und Kommandant zusammen plauderten.

Der Wachmann sprach:

„Wir lassen zunächst alle Scheinwerfer hin und her flitzen und beleuchten die ganze Luft. Dann suchen wir Deckung und geben auf elektrischem Wege Feuer nach oben. Die Ingenieure haben alles vorzüglich vorbereitet. Uns kann nichts passieren. Wir sind unserer Sache gewiß, kaltblütig von oben bis unten und kennen unsere Instruktion."

„Ein Teufelskerl!" murmelte der General und schritt mit blitzenden Augen weiter. Er hatte das Gefühl, daß er's mit tausend Welten aufnehmen könnte — nicht einmal die Marsmenschen flößten ihm Furcht ein.

Da schrie der Oberlotse hoch oben auf dem großen Aussichtsturm durch die stille Mondscheinnacht:

„Die Luftflotte kommt! Die Luftflotte kommt! Auf! Auf! Ihr Schläfer, zum Kampf erwacht! Still ist die Nacht! Und laut ist der Krieg! Aber noch lauter ist der große Sieg!"

Das rief er mit singender Stimme wie ein Muezzin auf den Minarets von Kairo, denn Madagascar liegt auch im Orient. Und man darf nicht vergessen, daß sich diese ganze Kriegsgeschichte auf einer Festung abspielt, die ebenfalls im Orient liegt.

Der Gesang des Oberlotsen war jedenfalls ganz genau der Instruktion entsprechend und vom Kommandanten eigenhändig ausgearbeitet, um der Besatzung Mut und kaltes Blut einzuflößen, wenn die Stunde der Gefahr und der großen Tat herannahte.

Die Stunde war gekommen.

Die Anamiten sausten auf flinker Luftflotte heran, der Mondschein verriet das Herannahen.

Nun kam alles in Bewegung.

Die Scheinwerfer traten in Funktion.

Und sie hatten alle möglichen Farben.

Und sie flackerten und flammten.

Rechts und links gingen sie blitzschnell hin und her und schossen über die Meereswellen, färbten sie blau, rot und grün, zogen sich wieder zum Ufer zurück, spritzten wieder zur Höhe ihre Lichtgarben und glühten und flackerten so heftig hin und her, daß dem Feinde ganz Angst und bange werden mußte.

In all diesem Lichtgewirr, durch das schon verschiedene Kanonenschüsse dröhnten, stand der Kommandant Mr. Chesterfield in großer goldstrotzender Uniform auf der höchsten seiner Bastionen ganz ruhig mit untergeschlagenen Armen da und blickte kaltblütig ohne jede Deckung der feindlichen Luftflotte entgegen.

Diese blieb ganz dunkel, keinen einzigen Scheinwerfer ließen die Aeronauten aufleuchten.

„Wir," sagte ein alter Wachmann, „beleuchten schon genug, sie haben's nicht mehr nötig, zu beleuchten. Aber sie wagen's nicht, näherzukommen."

„Das wagen sie nicht!" rief Chesterfield, und Tränen der Begeisterung rollten ihm über beide Wangen, die braun waren — von der orientalischen Sonne gebräunt.

Und dann schwenkte tatsächlich die ganze feindliche Luftflotte nach Süden ab — der Hauptstadt von Madagascar zu.

Da brüllte die ganze Festungsbesatzung so stürmisch Bravo und Hurra, daß die alten Festungswälle erbebten.

Der Kommandant mußte sich auf einen Feldstuhl setzen, er war einfach erschüttert.

„Einen solchen Sieg!" rief er, während ihm die Tränen immerzu aus den Augen stürzten, „habe ich tatsächlich nicht für möglich gehalten."

Ein jüngerer Wachmann reichte dem Kommandanten sein Taschentuch.

Und dann gab's zweitausend Freudenschüsse; der Feind war vor der Festung Klambimbo zurückgeworfen worden.

Der Kommandant ließ den zehnten Teil seines Weinkellers den Siegern.

Der Jubel erlosch erst, als sich die ersten Strahlen der Sonne zeigten.

* * *

Inzwischen aber hatten die Anamiten die feindliche Hauptstadt dermaßen mit Dynamit beworfen, daß da alles durcheinander fiel. Wer noch diese Schreckensnacht in der Hauptstadt überlebte, wurde von den Trümmern und Leichen auf der Straße dermaßen ergriffen, daß er zu vernünftigem Handeln auf Monate hinaus nicht mehr zu gebrauchen war.

Mr. Chesterfield telegraphierte Siegesdepeschen an den Generalstab in der Hauptstadt, bekam aber keine Antwort.

Die Anamiten nahmen von Klambimbo gar nicht Notiz und trieben auf dem Lande die Kriegsentschädigung ein, was den Bauern wenig Freude bereitete.

Ein greiser Kammerherr rief:

„Warum nehmen Sie nicht die Festung Klambimbo als Kriegsentschädigung?"

Da lächelten die Anamiten und sagten:

„Festungen können wir nicht gebrauchen."

„So was," schrie da wieder der Kammerherr, „ist doch bloß im Orient möglich. Festungen nicht zu brauchen!"

Aber Mr. Chesterfield blieb kaltblütig auf seinem Posten, der Feind wagte nicht einmal, sich Klambimbo zu nähern.

Des Narren Herbstlied / von Hugo Neugebauer.

Es war der Herbst gekommen
in bunter Narrentracht,
hab ihn ans Herz genommen
und ihm ins Aug gelacht:

„O Bäume, Brüder teure,
und Narren wie ich selb,
mein Kleid ist wie das eure:
blutrot und schwefelgelb.

Es leuchtet wie der Osten
in Purpurrosenglut,
doch seine Rosen sproßten
empor aus Herzens Blut.

Der Sonne Gold ist Frevel,
womit ihr euch behängt,
denn euer Gold ist Schwefel,
der sonder Flamme sengt.

Und wollte sich wer wärmen
an solcher Sonne Schein,
es wär ein tiefes Härmen
und eine grimme Pein!" —

Da schüttelten die Bäume
die bunten Blätter ab,
entblößt bis auf die Säume
stand Greis und Mann und Knab.

„Ihr Narren, Brüder, wehe,
was habt ihr da getan!
Und hattet doch noch ehe
ein jeds sein Röcklein an:

ein Röcklein wie das meine
so lustig gelb und rot —
nun steh ich da und weine
ob eurer Blöße Not. —

Du Narr, wozu die Träne!
Um tote Narretei?
Geh, werde du wie jene
so los und bloß und frei!

Solltest dich auch entkleiden
der eiteln Narrentracht
und aller deiner Leiden
in Todes Winternacht."

Innsbrucker Kunstschau X.

Fachlehrer K. Scheiblbrandner will es zu einer ständigen Rubrik bringen. Es kann aber keine Auszeichnung für ihn sein, wenn man anfängt, statt von der „Cholera in Venedig" vom „Scheiblbrandner in Innsbruck" zu reden.

A. Gfall sen. hat eine Landschaft sicherlich nur zu dem Zwecke

(gez. von Max v. Esterle.

Dr. Alois Böhm / oder das kunstkritische Manna.

ausgestellt, um zu zeigen, daß die Maschine es besser macht als der Künstler. Herr Gfall hat nämlich einen Vergrößerungsapparat erdacht, der es endlich ermöglicht, eine echte Photographie naturgetreu zu kopieren. Diese Erfindung schafft mit einem Schlage die überflüssigen Schwierigkeiten der Malerei ab und ebnet der kommenden Volkskunst die Wege. Der tyrannische Subjektivismus hat ausgespielt. Jedermann ist in der Lage, seine Kunstgenüsse selbst zu erzeugen. Vorbedingung nur etwas freie Zeit, eine Ansichtskarte und eine Schilddrüsenentartung.

Hans Pindur. Porträt der Frau E. P. Was wollen die Herren Unterberger und Gächter mit dieser unverschämten Insulte, jedem Künstler angetan, der jemals im gleichen Fenster ausgestellt hat? Was soll die dumme Grausamkeit, einem so gänzlich unbefähigten, vom Malkoller geschüttelten Pinsler die Eitelkeit aufzukitzeln? Wozu immer wieder beweisen wollen, daß der beeidete Kunstsachverstand tiefer steht als der unbeeidete jeder „Platzgrampen"? Das steht ja fest. Zu bewundern ist lediglich der Heroismus der Dargestellten, in einem so schrecklichen Zustande sich vor das Publikum zerren zu lassen. Aber dankenswert ist er auch nicht.

Alfons Walde-Kitzbühel. Fünf hübsche Aquarelle voll löblichster Vorsätze. Die Tupftechnik steht den Bildern gut und ist geschickt ausgenützt. Die Motive sind einfach gewählt und in den Valeurs gut empfunden. Die Farben könnten noch etwas reiner genommen werden.

Julius Seidl. Zwei Landschaften. Strenge Studien eines Suchers von großer Selbstzucht, der sich vor allem die Herrschaft über seine Mittel anzueignen trachtet. Daher kommt der Willensimpuls mehr zum Ausdruck als das tiefe Erleben. Himmel und Wolke auf der Schneestudie ist sehr gut geraten, das Gelb im Schnee etwas zu schematisch verwendet. Aus der Pastelltechnik ist herausgeholt, was sie gibt. Der Maler hat sehr große Fortschritte gemacht und steht vor keinem nennenswerten technischen Hindernis mehr. Er könnte jetzt beginnen seine seelischen Hemmungen einzureißen und seine begrenzte Einseitigkeit zu suchen und zu betonen. Benedikt.

Berichtigung. In dem Gedicht „Der kleine Pierrot" von Bernhard Jülg auf S. 287 des vorhergehenden Heftes muß der erste Vers der zweiten Strophe statt „Du weißt. Und doch magst du nicht jubeln und nicht klagen" richtig lauten: „Du weißt. Und magst nicht jubeln und nicht klagen."

Im XENIEN-VERLAG zu LEIPZIG

erschien:

CARL DALLAGO
DAS BUCH DER UNSICHERHEITEN

Streifzüge eines Einsamen.

Preis brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

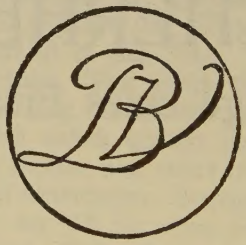
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Tirols Koryphäen

Karikaturen von Max Esterle

Erste Folge.

Preis K 1.80 (M. 1.60)



Brenner-Verlag, Innsbruck.

Neuerscheinungen:

Hans Bachgarten: Aus einem Schiffstagebuch (Zwei Jahre in Japan und China). — Verlag J. Krmpotič, Pola (K 3·—).

Hermann von Pfaundler: Mein Himmele. Neue Gedichte. — Wagner, Innsbruck.

Albert von Trentini, Lobesamgasse 13. Roman. — Schuster & Loeffler, Berlin.

Versand nur echter Tiroler Loden

Rudolf Baur

Innsbruck, Rudolfstr. 4

Telephon Nr. 34

Franz Urban

Photogr. Artikel

Innsbruck

Innstraße Nr 27

O. Wilfling

Juwelier und Goldschmied

Erzeuger von Innsbrucker und Tiroler Spezialitäten

Innsbruck

Landhausstraße Nr. 1

Ab 1. Oktober erscheint

Der Weckruf

Alpenländisches volkstümliches Wochenblatt für geistigen und kulturellen Fortschritt, für Politik, Volkswirtschaft und Kunst

Erscheint jeden Sonntag. Einzelnummer 16 Heller

Abonnementspreis vierteljährig zwei Kronen

Man abonniert: Verwaltung des „Weckruf", Innsbruck, Mandelsbergerstrasse 9

„Observer"

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. Prospekte gratis und franko.

Urteile über den „Brenner“.

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine im ersten Jahrgange laufende Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen zwölf Heften der von Ludwig v. Ficker herausgegebenen, im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. ... Im Ganzen ist „Der Brenner“, wie man aus alledem merkt, eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. ... So viel sehen nun unsere Leser, daß wir uns Tirol nicht mehr als einen dunkeln Fleck auf der literarischen Landkarte zu denken haben, ja, daß dort, abgesehen von den einzelnen Dichtern und Künstlern, die diesem kernhaften Volksstamme von Zeit zu Zeit geschenkt werden, nun auch das eingesetzt hat, was man eine literarische und kulturelle Bewegung nennt. Und ihr Organ ist die neue Halbmonatsschrift „Der Brenner“.

Pester Lloyd ..... Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt in wenigen Heften schon, daß sie ihm gewachsen ist, denn sie wird von Männern geschrieben, die sämtlich durch ein eigenartiges Können in der deutschen, besonders aber in der Tiroler Literatur dastehen. Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Heinrich Mann ... Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind. ...

Beiblatt der Zeitschrift für Bücherfreunde (Leipzig). ... ebenso (verdient Beachtung) der äußerlich recht unscheinbare, dem Gehalte nach aber überraschend gute „Brenner“, eine Tiroler Zeitschrift, die mitten in den Bergen einen mitunter recht schweren geistigen Kampf kämpft.

Der Volkserzieher (Berlin). Von den Alpen her grüßt die naturkräftige und streitbare Stimme der Halbmonatschrift „Der Brenner“. Ein Blatt von kernhafter Eigenart, mehr als irgend eine schöngeistige Zeitschrift, die bisher im deutschen Sprachgebiete erschien. Ein tüchiges Häuflein von prächtigen Männern tritt mit allen Kräften dafür ein.